

Jean Bollack
Sinn wider Sinn

Wie liest man?

*Gespräche mit
Patrick Llored*

Aus dem Französischen
von Renate Schlesier



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Vorwort

7

Erster Teil

»Wie ich lesen gelernt habe: ein philologischer Werdegang«

9

Zweiter Teil

»Wie ich den Sinn gesucht habe: die Kunst zu lesen«

67

Dritter Teil

»Wogegen ich gekämpft habe: der Streit um den Sinn«

135

Anhang

Anmerkungen

185

Auswahlbibliographie

191

Quellennachweise

193

Personenregister

195

Philologische Bibliothek
FU Berlin

EC 2020 3691 S4D

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

Seminar für Allgemeine und
Vergleichende Literaturwissenschaft

890/2003/119

Zweiter Teil

»Wie ich den Sinn gesucht habe: die Kunst zu lesen«

»Lesen wir ein Buch, das unglaubliche oder unbegreifliche Dinge enthält oder in sehr dunklen Ausdrücken abgefaßt ist, und von dem wir den Verfasser nicht kennen und auch nicht wissen, zu welcher Zeit und bei welcher Gelegenheit es geschrieben wurde, so werden wir vergebens versuchen, über seinen Sinn Gewißheit zu erhalten.«

Spinoza, *Tractatus theologico-politicus*

Der Text, für den Sie sich als Philologe interessieren, ist eine Kombination von Wörtern, die einen Satz bilden: Die Ebene, die sich auf das bezieht, was man die Syntax nennt, ist für die Arbeit der Sinn-Decodierung zentral. In welcher Hinsicht ist das Studium der Syntax grundlegend, um zu dem in den Texten deponierten Sinn zu gelangen?

Ja, das ist das Knochengestütz, das konstitutive Element, weil es nicht determiniert ist, sondern determinierbar und relational. Ein Satz ist zugleich eine Konstruktion, ein In-Beziehung-Setzen von Funktionen, eine Wiederaufnahme von Strukturen und ein Widerspruch. Alles das ist in der Syntax zusammengefügt. Damit, in einer bestimmten Ordnung, schreibt man, falls man nicht dagegen schreibt, mit den Wörtern, gewiß, jedoch als semantischen Elementen eines Diskurses, was auch immer sonst die Akzentuierung oder die Ausstrahlung mancher Wörter innerhalb einer weiter gefaßten und mit Wiederholungen operierenden Kompositionsstruktur ist. Die Wörter sind in einen Zusammenhang gestellt, sie können nicht von ihrem Zusammenhang isoliert werden und ihn ersetzen. Das ist der Punkt, an dem die Auffassungen der philosophischen und die der philologischen Hermeneutik, der es um Sinnkonstitution geht, aufeinanderstoßen und sich trennen. Die philosophische Hermeneutik blockiert die Decodierung. Sie stützt sich auf eine lange Tradition von Rhetoren und Grammatikern, die glaubten, den in der Aussage gestalterten Sinn festgelegt zu haben. Dabei verkennt man die Befreiung, die mit der erneuten Verwendung des schon einmal Gesagten und mit der Neubildung verbunden ist, und ebenso den Durchgang durch eine Leerstelle, einen Nullpunkt. Die philologische Hermeneutik geht daher von einem Stadium des Nicht-Wissens aus. Zwar ist der erwartete Sinn, sei er modern oder alt, ein bereits bekannter und war als solcher schon dem Autor vertraut; nun stellt sich jedoch die Frage, ob die Erwartung auch wirklich dem Sinn des Geschriebenen entspricht und nicht gerade im Gegenteil dessen Negation oder Verleugnung enthält. Man verläßt den Horizont der Hermeneutik nicht, aber man zerreißt einen verdunkelnden Vorhang, und man weitet den Horizont auf diese Weise für etwas, das sehr oft von großer Relevanz ist. Das ist der Weg, auf dem, durch den methodischen Zweifel an einem vielleicht unzulässig legitimierten Sinn, tausend Textstellen bei Homer, Heraklit oder Aischylos, Platon oder Epikur geklärt werden konnten.

Läßt sich aus dieser Wichtigkeit der Syntax für die Decodierung entnehmen, daß allein die Festssetzung der Syntax zum tatsächlichen Sinn des Textes führen kann?

Die Syntax bietet keine Zweideutigkeit. Man kann sich schwer vorstellen, was geschehen würde, wenn Derrida die syntaktische Analyse einbezöge,

zum Beispiel bei Mallarmé, wo sie doch eine so große Rolle spielt. Die Syntax legt fest, sie fixiert eine Intervention; sie ist nicht etwas, das beliebig transponierbar ist, eher transponiert sie den Sinn durch eine Reflexion, die von ihr selbst geschaffen wird. Man lernt, die benutzten Verweise aufzuspüren und den jeweiligen Gebrauch zu bestimmen, der davon gemacht wird.

Sie haben aber in Ihrem Werk über Sophokles' Tragödie König Ödipus²⁹ gezeigt, daß es bis zu einem Dutzend von Interpretationen gibt, jedesmal mit einer unterschiedlichen Rekonstruktion der Syntax. Sind deshalb alle diese Interpretationen eines einzigen Satzes falsch?

Je gewagter eine Syntax ist – und bei Sophokles ist sie es sehr oft –, und je schwieriger es ist, den Gedanken zu erfassen, desto eher verbinden sich mit ihr irrtümliche Erwartungen. Die Schwierigkeit wird gern vermieden. Es kommt aber darauf an, die falschen Interpretationen, die sich durchgesetzt haben, zu diskutieren. Während ich sie widerlege, überprüfe ich zugleich, ob es gute Argumente dafür gibt, meine Interpretation vorzuziehen. Dieser kritische Dossier, der die Gründe einer Option enthält, ist das, was man den Lesern unterbreitet, um die subjektiven Kriterien zu eliminieren, die den Zugang zum wirklichen Sinn der Texte versperrten.

Wenn manche Interpretationen die Syntax ganz und gar in Frage stellen und andere nicht, wie gelingt es Ihnen dann aber, angesichts einer Vielzahl syntaktisch stimmiger Optionen, sich für die Interpretation, die Sie für die richtige halten, zu entscheiden und sie zu rechtfertigen?

Man entgeht der Syntax nicht. Sicherlich kann man zufällig das Richtige treffen, indem man sie nicht beachtet, doch dann gibt es keine stimmige Argumentation, die den Sinn legitimiert. Die Option beruht in diesem Fall nicht auf Sachkenntnis. Meistens verfolgt man eine Spur und gibt sie dann zugunsten einer anderen auf, die zu einer besseren Interpretation führt. In anderen Fällen gibt man sie auf, weil man entdeckt, daß ein »guter« Gedanke zu »gut« war. Die hermeneutische Phantasie hat auch ihre Grenzen. Dennoch kann die Arbeit des Philologen sich nicht allein auf die Analyse der Syntax beschränken, da nichts daran hindert, der Sprache eine Virtualität eigenständiger Entfaltung zuzuerkennen, die wie von selbst durch sie hervorgebracht wird, und andererseits die Arbeit des Künstlers davon abzuheben, die zwar auch transponiert wird, aber vor allem selbst transponiert. Ebenso hindert nichts daran, die Intervention der ordnenden, freien, unterschiedlichen Instanz, die syntaktische Strukturen spezifisch gebrauchen kann, als etwas aufzufassen, das gleichzeitig am Werke ist. Einzig diese ordnende Instanz ist imstande, die Elemente einer prekären, besonderen und herrschen-

den Mikrototalität zusammenzufügen. Beide Sphären bleiben miteinander verbunden, und sie sind in den Werken auf unterschiedliche Weise voneinander abgegrenzt. Die semantische Anordnung stellt sich in der Sprache her, und zwar indem sie sich ihrer unbegrenzten Ressourcen versichert, und diese behalten in der kompositorischen Arbeit ihre relative Selbstständigkeit. Was oft verkannt wird, sind die spezifischen Fähigkeiten der Sprache, sich von einer Gebrauchsweise oder einer Konvention, die sie zugleich voraussetzt, entfernen und jederzeit einen syntaktischen oder semantischen Neologismus in sich aufnehmen zu können. Die vielfältigen, gänzlich intentionalen und durchdachten Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache sind in ein schwer zu entzifferndes Gebilde einbezogen; dieses allein jedoch ist geeignet, den Sinn zu liefern.

Spricht die Tatsache einer möglichen Vielfalt von Interpretationen, die auf unterschiedlichen syntaktischen Konstruktionen beruhen, nicht für eine Vielfalt des Sinns und also dafür, daß Vieldeutigkeit und Offenheit jedem Text inhärent sind?

Die Vieldeutigkeit ist immer virtuell. Die richtige »Satzkonstruktion« (wie die Grammatiker sagen) ergibt sich tatsächlich aus einer Entscheidung über den Sinn. Die anderen Interpretationen sind (wenn auch selten) mögliche Arrangements derselben sprachlichen Materie. Aber es sind nur Arrangements, das heißt: Konstruktionen. Sie sind für eine bestimmte Dechiffrierung im Kontext einer von ihr implizierten Konvention zu entscheiden, erreicht immer eine Eindeutigkeit. Außerdem werden von einer Etappe zu anderen Fortschritte erzielt, durch Nachbesserungen an den Hypothesen und durch die Verstärkung der syntaktischen Kohärenz, die die semantische Komposition erhellt; dies liefert einen sehr starken Beweis dafür, daß die Arbeit abschließbar ist. Man bemerkt dann, daß die Schwierigkeiten lösbar sind, und man geht weiter voran bis zu einem Punkt, an dem man aufhören kann.

Schreiben Sie der Syntax bei der Dechiffrierung nicht eine überproportionale Rolle zu, gemessen an der Tatsache, daß die poetische Sprache eben jene Vieldeutigkeit gebraucht und sich also nur innerhalb des ungebundenen Gebrauchs verhalten läßt, den sie davon macht?

Wenn man wie Derrida annimmt, daß der Plan des Autors, und sei er noch so sehr der Kontrolle unterworfen, immer von etwas anderem überboten wird, von dem der Autor nicht weiß, daß er es gesagt hat, ist man gezwungen, darauf zu verzichten, sich auf die Spur der in keinem einzelnen Bedeutungsträger aufgehenden Syntax zu begeben und auch die anderen feststehenden Ordnungsprinzipien des Satzes zu beachten. Statt dessen hält man

sich dann an die Wörter, denn diese verfügen über die benötigte Geschmeidigkeit und Beweglichkeit und stehen für alle denkbaren Sinnverschiebungen und Anwendungen zur Verfügung, mit denen der Sinn spaziert geht.

Wenn man sich zu eng an die Syntax hält, gelangt man dann nicht dazu, die nicht auf eine syntaktische Fixierung reduzierbaren Virtualitäten der Sprache zu leugnen?

Die Anhänger des unauffindbaren Sinns und der doktrinären Vieldeutigkeit halten sich vor allem an die Virtualitäten der Sprache. Diese sind tatsächlich konstitutiv und beschränken sich nicht auf Saussures durchaus wichtigen Gegensatz zwischen Sprachsystem (*langue*) und gesprochenen Sprache (*parole*). Sie betreffen die Rückkehr zu einer Vormaligkeit des Ausdrucks, zur Materialität vor einer Festlegung; mit Bezug auf den Dichter Celan habe ich manchmal von einem »Anströmen« (*afflux*) gesprochen. Das Schreiben, besonders das poetische, prägt der nicht determinierten sprachlichen Materie durch die ihm eigene Orientierung einen Sinn auf, der ein ganzes Referenzsystem voraussetzt. Der Wortlaut läßt sich also an diesem Moment einer Unterbrechung des Strömens festmachen, die in der Fixierung innerhalb einer beweglichen Materie besteht. Hinsichtlich einer solchen Art von Präzision oder Eingravierung könnte man von einem Denken sprechen, das an das Wortmaterial, an den Wortlaut gebunden ist. Was gesucht wird und sich konsolidiert, ist aber weder das Wort noch der Gedanke, sondern die Fixierung eines Sinns vor dem Hintergrund einer noch abstrakten Wahrheit.

Daß die Sprache die Grundlage liefert, auf der sich die Vermittlung des hermeneutischen Aktes vollzieht (das »Medium«), ist eine unbestreitbare Gegebenheit. Allerdings kann das Werk, in dem die Sprache sich ausgedrückt hat, aus einer Transformation der Sprache resultieren; deshalb hat man es in vielen Fällen wirklich mit einer richtungweisenden Substituierung zu tun, die den gewöhnlichen Sprachfluß blockiert. Diese Abweichungen sind wesentlich für die Dechiffrierung von Kunstsprachen. Der Sinn ist bereits durch neue Sprachkonventionen festgelegt.

Will man Celans dichterische Materie verstehen, geht es dann bei der Analyse darum, das, was Sie das »Anströmen« nennen, nicht mit dem Gedicht selbst in seiner ursprünglichen und grundlegenden Wirklichkeit zu verwechseln?

Die unbegrenzten Ressourcen der Sprachlichkeit werden gefiltert und vom Autor in ein partikulares semantisches Netz eingebunden. Eine begrenzte und semantisch vorbestimmte Sprache markiert die ihr verbleibende Präzision im Innern der Sprache selbst. Die Dechiffrierung einer literarischen Komposition vollzieht sich also notwendigerweise mit Hilfe der bei früheren

Lektüren gewonnenen Kenntnisse. Man tritt mehr und mehr in den poetischen Schreibprozeß ein. Die Pluralität des Sinns betrifft den Gegenstand, sein Leben und Überleben, wie er sich neuen Lesern präsentiert. Wenn man aber die Vielfalt der Zugänge legitimiert, wird ausgeschlossen, daß ein einzelner Sinn in einem Text deponiert und in ihn eingraviert wurde und daß er irgendeine Autonomie besitzen könnte. In diesem Fall kann keines der aus der Vergangenheit stammenden Vorurteile offengelegt werden, da ein Kriterium und damit eine Möglichkeit der Auseinandersetzung fehlt. Es gibt dann keine Sackgasse mehr, aus der man herausfinden könnte, sondern nichts als jeweils zusätzliche Wahrnehmungen. Die bei der Dechiffrierung durchlaufenen Etappen bezeugen eine offene oder undeterminierte Pluralität nun gerade nicht. Die Abweichungen und die Unterschiede werden in der Strenge einer Konstruktion aufgehoben, die sich schließlich nicht so sehr enthüllt, als vielmehr aufdrängt, während jegliche beliebige Annäherung in Wirklichkeit eine Entfernung davon ist.

Ist demnach der Sinn des Textes vom Autor fixiert, im Wortlaut selbst, und zwar von dem Augenblick an, da jenes »Strömen« im Dienst einer determinierten, präzisen, vom Autor gewollten Bedeutung neu geordnet wurde?

Besser wäre es zu sagen: der Sinn konstituiert sich im Wortlaut. Bei Celan ist der Autor verdoppelt; das empirische Subjekt ist nicht einbezogen, sondern betrachtet das, was sich bei dem zuvor beschriebenen Schaffensprozeß vollzieht. Die Elemente einer Komposition verbinden sich in der Struktur eines Kristalls. Wie kann man die historische Neuheit einer Produktion anders erfassen, als durch die unterschiedliche Machart, die sich in sie eingraviert und sich gewiß nicht von ganz allein durch eine spontane Dynamik von anderem abgegrenzt hat? Stets ist es die Abgrenzung, die erst den Sinn ausmacht. Die Erfindung ist an ihrer Differenz zu erkennen; sie hat sich mit Bezug auf eine andere, übernommene oder verworfene Form manifestiert, indem sie etwas Neues schuf. Wenn man sich auf einen Text konzentriert, um in seine Logik einzudringen, läuft man Gefahr, ihn zu hypostasieren; auf jeden Fall ist es methodisch notwendig, sich ihm eine Zeitlang ganz zu überlassen. Will man aber in einem vorliegenden Ensemble nichts als die Wiederaufnahme eines traditionellen, prinzipiell identifizierbaren Themas erkennen, so wird die Art der Untersuchung notwendigerweise eine andere sein. Man nimmt dann eher eine Identifizierung als eine Dechiffrierung vor und erfaßt ein weiterwirkendes Element der Tradition und eine spezifische Verknüpfung formaler und thematischer Elemente. Mallarmé definiert den »ursprünglichen heiligen Sinn« als eine vielleicht unstatthaft gewordene Grundbedingung, als etwas, das jedem Gebrauch vorhergeht, worin dieser auch besteht, ob richtig oder falsch; das zeigt deutlich, daß die Dichtung eine beständige und not-

wendige Umlenkung eines anfänglichen Duktus ist. Der Philologe kombiniert also; denn er operiert mit Fakten, die im Verlauf seiner Arbeit ungültig werden. Er versucht sein Glück, um neue, das heißt verlorene Zustände wiederherzustellen. Er läßt sich durch Kenntnisse und von einem faktenbezogenen Instinkt leiten, der weniger paradox ist, als man meinen könnte. Das Vorgehen verlangt einen sehr partikularen Typus von Auffassungsgabe; es bleibt immer auf dem Vormarsch und geht voran – Theorien, die nach rückwärts gehen, steht es grundsätzlich feindlich gegenüber; mit einer festgelegten Denkstruktur, und sei es auch einer historischen, ist es schwer in Einklang zu bringen.

Alles, was in Ihren Arbeiten akzentuiert wurde und wird, hat mit dem Begriff der Tradition zu tun: Die Beziehung, die wir, die Leser, zu den von uns gelesenen Texten unterhalten, unsere Lektüren also, beruhen in der Tat auf Lektüretraditionen, die bewirken, daß wir den Text nicht wirklich in seiner ursprünglichen Materialität lesen, sondern eher vor dem Hintergrund der in den Text verlagerten Interpretationen, die sich zwischen ihm und uns schieben. Heißt das, daß das richtige Lesen demnach für Sie zunächst darin bestehen muß, sich zu fragen, wie man die den Hintergrund bildende Lektüretadition auflösen kann, um jene auf einer Lektüretadition beruhenden Interpretationen nicht mit dem Text selbst zu verwechseln?

Sobald das Werk produziert ist, bildet es den Gegenstand einer Aufnahme. Die Lektüren implizieren eine Verformung, die zweifellos mehr den Sinn als den Text selbst betrifft; eher noch läßt man ihn das sagen, was man annimmt oder wünscht, als daß man an den überlieferten Wortlaut rührt. Die neuen Interpretationen verdecken eine frühere Vorstellung, die meistens wiederaufgefunden werden kann. Neben der einen entwickelt sich eine zweite Interpretation, die sich als solche versteht, das heißt als eine neue Lektüre und als Anpassung an eine wichtige Referenz. Es gibt also eine Interpretationstradition, die ein komplex stratifiziertes Bild bietet und sich aufdecken läßt; sie läßt etwas bestehen, bei dem es sich um einen vernachlässigten unmittelbaren Zugang handeln könnte. Trotz dieser Komplexität kann es geschehen, daß die Interpretation manchmal nicht mehr als solche deutlich wird und sich nicht zu erkennen gibt; sie verschmilzt dann mit dem Text. Die Vorurteile sind in ihn eingegangen. Was man heute tun kann, ist, die Schichten auseinanderzuhalten und eine identifizierbare Interpretation herauszuheben, die von einem bestimmten Autor vorgeschlagen wurde, wie zum Beispiel von Platon, der Pindar interpretiert. Das bedeutet, die Geschichte der Lektüren zu schreiben, also einer Art von Intertextualität.

Zwischen zwei »Texten« kann man nur in manchen Fällen unterscheiden (heute ist dies tatsächlich der Idealfall). Der Vorgang einer neuen Aneignung

läßt sich zuweilen noch erfassen. Auf jeden Fall übt der Text weiterhin einen Widerstand aus und steht für den anfänglichen Sinn ein; wäre es nicht so, könnte man gar nichts machen. Die Dualität besteht fort. Wir können den Widerstand verstärken oder abschwächen. Was man auflöst, sind die falschen, vielleicht unbewußten Zugänge und die absichtlichen Umdeutungen. Gegenüber einer anfänglichen Einzigartigkeit, falls es das ist, was zählt und was man sucht (der »autonome« Zustand des Textes), präsentiert die sich da von entfernende Geschichte Zustände, die *per definitionem* willkürlich sind. Das Studium der Lesepraktiken erhellt ein ganzes intellektuelles, philosophisches oder religiöses Universum, das man kennen muß, um zu verdeutlichen, mit welchen Positionen, Optionen und Verfahrensweisen, die seit der Antike bis heute nicht aufgehört haben zu existieren, die Texte jeweils in Anspruch genommen wurden.

Die Philologie, für die Sie sich einsetzen, zielt im Grunde darauf, diesen inneren Widerstand des Textes zu verstärken, um zu seinem Autonomie-Zustand zu gelangen. Kann man aber diesen Widerstand nur dann verstärken, wenn man sich zunächst klarmacht, daß der Text Phasen der Aneignung durchlaufen hat, die der Philologe in Frage stellen muß?

Die Autonomie, bei der es sich, vom schöpferischen Produzenten aus betrachtet, um eine Voraussetzung handelt, ist für den Interpreten ein Ziel, das erreicht werden soll. Dieser Raum der Determination ist es, in dem die Vielfalt und die Polyvalenz gemeistert werden können. Das Spiel ist auf eine bestimmte Weise gespielt worden. Innerhalb der Tradition kann es dann tatsächlich nach anderen Regeln gespielt worden sein. Die ursprüngliche Konstellation verschwindet nicht. Es gibt in der Tat eine Beziehung zwischen der ursprünglichen Wahl, die im Verhältnis zu anderen Sinnmöglichkeiten getroffen wurde, und den Möglichkeiten, die später demgegenüber ins Spiel gebracht wurden. Man kann von Determinierung und von willkürlichen Gegendeterminierungen sprechen. Celan hat die Literatur an einen Extrempunkt von Autonomie geführt, wo sie notwendigerweise umschlagen mußte und eins wurde mit einer kritischen Reflexion über die literarische Tätigkeit, und zwar über jegliche denkbare, was in dieser Radikalität nur in der Praxis geschehen konnte, das heißt in seinem Umgang mit der Dichtung. Es ist also schwer, die Stärke von Celans politischem Engagement von der Kraft der kritischen Potenz zu unterscheiden, die sich aus der elementarsten poetischen Praxis herleitet. Die Gedichte verlangen, daß man für sie Partei ergreift und erkennt, wegen gesprochen wird. Sie drücken buchstäblich eine Parteinahme aus. Der Leser muß Partei ergreifen, um sie zu lesen, diejenige Partei, der sie ihre Existenz verdanken. Eine Lockerung, die nur das kleinste Stückchen aufbitt, im Sinne einer Widerspiegelung des Realen und einer, wenn auch

vorläufigen, unmittelbaren Auffassung, stellt stets einen Verrat an der Autonomie dar, einen Verlust an Eigenständigkeit. Der kreative Raum ist dann beeinträchtigt.

Wenn die Syntax und die Grammatik die internen Elemente des Textes bilden, die ihm eine Widerständigkeit verleihen, heißt das, daß der Wortlaut des Textes für sich genommen etwas Objektives und etwas materiell nicht Deformierbares ist?

Materiell ist er deformierbar. Es gibt Fehler der Kopisten und alle möglichen anderen Veränderungen, bis hin zur Zensur. Doch semantisch nicht, wenn der Kontext ausführlich genug erhalten ist. Das Denken hat sich bewahrt, indem es sich ausdrückte und in die Sprache eingravierte, und ich muß als Leser herausfinden versuchen, welche Beziehung ich zu dem von mir gelebten Text unterhalten muß, wenn ich ihn wirklich verstehen und zu seinem buchstäblichen Sinn gelangen will. Muß diese Beziehung zwischen dem Text und mir die Form eines Gesprächs annehmen? Das Gesprächsmodell, das der Philosoph Gadamer wählt, um den Vorgang des Verstehens situativ zu bezeichnen, setzt voraus, daß die Partner, der Autor und sein Leser, dieselbe Sprache sprechen – was nur sehr partiell der Fall ist. Viele Autoren (einige mehr als andere) schaffen ihre eigene Sprache, wodurch der Verstehensprozeß zum großen Teil zu einer Lehrzeit wird. Damit ist gesagt, daß der Dialog determiniert und Regeln unterworfen ist – Spielregeln, die nicht der Sprache inhärent sind. Der Extremfall findet sich zweifellos in Celans Dichtung, wo sich der Dialog in einer spezifischen Situation vollzieht, im Verlauf einer inneren Entwicklung, die bei jedem Gedicht anders ist: Ein Subjekt, das nicht schreibt, beobachtet das, was das andere Subjekt schreibt. Können wir in einen Dialog eintreten mit diesem Dialog, den wir als Unterbrechung dechiffrieren, die um so souveräner ist, als sie ihre Autonomie unaufhörlich selbst bestätigt und offenlegt? Gadamer hat dem in seinem Buch über Celan, mit einer gewissen Logik und zu seinem Nachteil, in keiner Weise Rechnung getragen. Auch in diesem Fall zeigt sich: Der Hermeneut muß den Satz verstehen, bevor er einen Dialog mit dem Ergebnis einer Analyse aufnehmen kann. Was sehr selten geschieht. Die Stellungnahme wurde vorher vollzogen, notwendigerweise in einem Dialog mit einer zuvor festgesetzten Sprechweise. Der Interpret bekommt also immer einen Abstand und eine im Text fixierte Differenz zu fassen, die das interpretiert, was man gewöhnlich sagt. Es kommt demnach darauf an, drei Ebenen zu unterscheiden, die sich ohne jeden Zweifel gegenseitig durchdringen: Es gibt den schon in die ursprüngliche Formung eingravierten Dialog, dann denjenigen, den der Interpret, wenn man so will, mit diesem internen Vorgang unterhält, den er dechiffriert (um ihn zu verstehen), und schließlich den Dialog, eher im Sinne von

Gadamer, den man mit dem Ergebnis der Dechiffrierung, also dem Inhalt, führt. Die »Horizontverschmelzung« im Akt des Lesens wird eine komplexe Angelegenheit; es gibt eine Menge von Horizonten.

Wenn die Syntax in eine Lektüretadtion eingebunden wird, die einen künstlichen Sinn produziert, kann die Rekonstruktion der grammatischen Struktur des Textes dann eben wegen dieses Einflusses tendenziöser Lektüretadtionen falsch sein?

Es kommt natürlich häufig vor, daß die grammatische Struktur des Textes fehlerhaft interpretiert wird, und dies oft wegen falscher Erwartungen. Solche Irrtümer bestimmen und belasten die Übersetzungen. Es bilden sich dann neue Traditionen, weil die Übersetzungen voneinander abhängen, wenn sie nicht auf eine Textanalyse zurückgehen. So wird bei vielen Philologen, besonders englischen – aber das ist etwas viel Allgemeineres –, der literarische Text als etwas Reproduzierbares betrachtet, das heißt als etwas, das neu geschrieben und anders wiedergegeben werden kann. Aischylos mag, wie man so sagt, ein Genie sein, doch er drückt sich in einer Sprache aus, die sich vom Griechischen nicht entfernt und deren Kenntnis durch die philologische Arbeit sehr vertieft wurde. Wenn eine Stelle »verderbt« ist oder dazu erklärt wird, weil sie unverständlich erscheint oder einfach eine Schwierigkeit darstellt, dann, so die gängige philologische Meinung, müßte doch eine Lösung zu finden sein; man stellt also nach Belieben einen Haufen von Analysen zusammen, die zu einer skeptischen Bewertung führen und einen grammatischen Eingriff empfehlen. Die von den Philologen praktizierte Wiederherstellung der Grammatik läßt tatsächlich glauben, daß damit das, was der Autor hätte schreiben können, zurückgewonnen wurde. Diese Arbeit stellt einen doppelten Anspruch auf Konformität, durch die Analyse der Beschädigung und durch die zur Reparatur führende Behandlung. Was dabei Überzeugung bewirkt, ist allgemein anerkannt; ein doppelter Konsens wird geschaffen, über das, was nicht geht, und über das, was als Substitut vorgeschlagen wird. Was der Autor geschrieben hat, wird in den Dienst einer sekundären Funktion gestellt. Das Werk höhlt sich aus, wenn ihm nicht mehr erlaubt wird, sich gegen irrtümliche oder gar abwegige Lektüren zur Wehr zu setzen. Es kann keine richtige Lesart mehr geben, wenn überhaupt keine Lesart in den Text eingraviert ist. Ja, es gibt dann sogar kein Mittel mehr, weder die ursprüngliche dramatische Struktur, die nämlich selbst ebenso reich und komplex ist wie der Sinn, aufzufinden, noch die Inszenierung, die ihm Leben verleiht und die nicht weniger ausführlich im Wortlaut niedergelegt ist. Wie groß auch der Abstand ist, der die empiristischen Philologen von den postmodernen Literaturtheoretikern trennt: man ist deshalb nur um so mehr von der Ähnlichkeit ihres Unternehmens frappiert.